

Onur Erdur

Schule des Südens. Die kolonialen Wurzeln der französischen Theorie

Matthes & Seitz, Berlin 2024

335 Seiten, 28,00 Euro (eBook 23,99)

ISBN 978-3-7518-2020-2 (eBook 978-3-7518-2051-6)

Einige der wichtigsten Vertreter*innen der „französischen Theorie“ haben eine Zeit ihres Lebens in Nordafrika verbracht, meist in Algerien, aber auch in Marokko und Tunesien. Das führt den Autor, der als Historiker und Kulturwissenschaftler an der Humboldt-Universität zu Berlin tätig ist, zu einer einfachen Fragestellung: „Wie schlugen sich die räumlichen Erfahrungen des Kolonialen in ihren wissenschaftlichen Werken und theoretischen Konzeptionen nieder?“ (S. 9) Diese Frage ist so einleuchtend, dass man Erdurs Erstaunen leicht teilen kann, dass ihr bisher noch nicht nachgegangen worden ist.

Das ist umso befremdlicher, als ja in der Mitte des 20. Jahrhunderts die Dekolonialisierungsprozesse Frankreich zutiefst erschütterten; lange und blutige Kriege, innerer Terrorismus, Staatskrise, alles das gehörte dazu. Und auch die politische Linke, zu der alle Protagonist*innen des Buches zu rechnen sind, war zutiefst in die koloniale Attitüde involviert. Die Französische Revolution, auf die Linke wie Bürgertum sich beziehen, hatte sich auch als „Zivilisierungsmission“ verstanden, mit der (von Paris aus) den Menschen im Land erst einmal Französisch, also die Pariser Sprachvariante, und auch das „Franzosesein“ beigebracht werden musste, durchaus auch schon mal unter Androhung der Todesstrafe. Dieses Modell war auf die Kolonien übertragen worden (oder gar von dort abgeschaut?) und zerbrach mit der Dekolonisierung, also die „sehr mächtige Idee, dass Frankreich beauftragt sei, die unterworfenen indigenen Bevölkerungen zu erziehen und zu zivilisieren, indem es westliche Institutionen, Werte und Kultur in die weite Welt exportiert und so den Fortschritt der Menschheit voranbringt – eine Ideologie, die bis 1962 auch von weiten Teilen der politischen und intellektuellen Linken mitgeprägt und unterstützt worden ist“ (S. 12).

Naheliegender sind da postkoloniale Kritiken, „die französischen Philosophen hätten zwar theoretisch von Identität, Differenz und Alterität gesprochen, aber das reale Unrecht schlichtweg übersehen oder die antirassistischen Bewegungen bequem ignoriert“. Erdur betont, dass er viele dieser Kritiken überhaupt nicht teilt, sie ab an den entsprechenden Stellen ausführlich diskutiert wird. Ausdrücklich distanziert er sich von einer „in den Feuilletons und den politischen Debatten der Gegenwart“ „sehr wirkmächtigen“ Kritik, dass nämlich „die Hauptvertreter der *French Theory* (kursiv im Original – WR) ... am Dogmatismus der Identitätspolitik schuld“ seien. Diesem „abwegig(en) und verzerrend(en)“ Vorwurf widmet er ein eigenes Kapitel. (alles S. 15f)

Erdur identifiziert insgesamt acht Personen, die die französische Theorie mitgeprägt und gestaltet haben und über biografische Erfahrungen in Nordafrika verfügen: Pierre Bourdieu, Jean-Francois Lyotard, Roland Barthes, Michel Foucault, Jaques Derrida, Hélène Cixous, Étienne Balibar und Jaques Ranciere. Ihnen wird in dieser Reihenfolge je ein Kapitel gewidmet, in dem ihre Zeit in Algerien, Tunesien oder Marokko dargestellt wird, um dann die Frage zu erörtern, wie sie individuell damit umgingen und sich das jeweils in ihrem wissenschaftlichen Arbeiten niederschlug. Das ist in seiner Vielfältigkeit und in vielen Details spannend und löst durchaus das eine oder andere Ahaerlebnis aus, kann aber im Rahmen einer Rezension nicht im Einzelnen dargestellt werden.

Völlig zu Recht bilanziert der Autor am Ende: „Vor dem zeitgenössischen Hintergrund des Kolonialismus werden viele bekannte Bücher der französischen Theorie besser verständlich.“ (S. 275) Aber: „So wie die französische Gesellschaft über die Kolonialvergangenheit und den Algerienkrieg schwieg, bekleckern sich auch die Protagonisten der französischen Theorie – mit

Ausnahme von Balibar und Cixous – nicht gerade mit Ruhm, wenn es um erinnerungspolitisches Engagement in der Öffentlichkeit ging.“ (S. 277)

Das könnte wieder erstaunen, waren doch „die Protagonisten dieses Buches ... zweifellos alle gegen den Krieg und den Kolonialismus“, auch wenn „sowohl die Positionierungen als auch die Kontexte, auf die sich die Positionierungen bezogen, ... unterschiedlich aus(fielen). ... Alle diese Intellektuellen suchten eine Antwort auf ein und dieselbe Frage: Wie lässt sich angesichts des Leids und der verworrenen Kriegssituation eine halbwegs moralische Haltung einnehmen? Ein sehr auffallendes Merkmal, das sich bei fast sämtlichen Auseinandersetzungen bemerkbar machte, waren die vielen Schuldgefühle, die die Protagonisten im Hinblick auf die koloniale Situation äußerten – das ständige Gefühl, in welcher Form auch immer eine Schuld abtragen und etwas gegen das Unrecht tun zu müssen.“ (S. 272f)

Gleichzeitig liegt hier aber auch die Antwort auf die eingangs geäußerte Befremdung: „Die koloniale Amnesie in der französischen Gesellschaft ist auch ein wichtiger Grund, warum die kolonialen Dimensionen der französischen Theorie dort so lange unbeachtet blieben.“ (S. 278) Auch wenn Erdur den Vorschlag des britischen Postkolonialisten Robert J. C. Young zurückweist, statt von „French Theory“ von einer „franko-maghrebinischen Theorie“ zu sprechen, weil „Maghreb“ eine „geographisch-kulturelle Konstruktion“ sei, die „homogenisiert und vernebelt“, so konstatiert er doch apodiktisch: „Es gibt einen Sünden der Theorie.“ (S. 279f) Es ist sehr zu wünschen, dass sich viele Leserinnen und Leser mit diesem Buch auseinandersetzen, damit die Hoffnung aufgehen kann, „dass sich dadurch vielleicht ein verändertes Bild der französischen Theorieentwicklung und eine andere geographische Karte der Philosophie ergibt“ (S. 279).